Feature

Aus den Memoiren des Komponisten Yamada Kōsaku (1886-1965)
Frühlingserwachen – Don Juan – Der Landvogt von Greifensee

von Detlev Schauwecker[1]

Vorwort

Der Musiker

Im Handbuch für deutsche Japaninvestoren von 1913 lesen wir zum Musikleben für das Jahr 1913:

Europäische Musik wird in Japan noch wenig gepflegt. [... . Es] herrscht die japanische Musik. [...] Bei der Kleinheit der Fremdenkolonien in den Hauptplätzen Japans [...] ist deswegen Musikern und Sängern von Gastreisen entschieden abzuraten.[2]

Und über zwei Jahrzehnte später schreibt E. Lajtha im Kapitel „Japan, Beethovens zweite Heimat“:

Die Tokioter Musiksaison steht, selbst mit internationalen Maßstäben gemessen, auf hohem Niveau. Der Hibiyasaal [mit rund 2100 Sitzplätzen] [...] war fast immer bis auf den letzten Platz gefüllt. [Es] lag die Stimmung einer verhaltenen Musikbesessenheit über dem Saal.[3]

Anstöße zu dem Wechsel waren in den Jahren des ersten Weltkriegs, ein Umschwung kam dann nach dem großen Kantō-Erdbeben von 1923. Aus älteren, intern auftretenden Orchestern und Kapellen von Musikakademie, Palast, Militär, Polizei und von Kaufhäusern konnte für öffentliche Symphonieorchestergründungen rekrutiert werden, nicht zuletzt aus dem Kirchenchor, in dem auch der Held unseres Features als Kind mitgesungen hatte, Yamada Kōsaku.

Eben diese illustre Persönlichkeit wird, nach ausländischer Schulung im Komponieren und Dirigieren, die entstehende Musikszene entscheidend mitformen: zweimal

1 Übersetzung mit freundlicher Genehmigung von Frau Yamada Hiroko, Präsidentin der Japan Music-Drama Society, Tokyo.

2 Scholz, O. und Vogt, K.: *Handbuch für den Verkehr mit Japan*, Berlin 1913, S. 304

3 Lajtha, E.: *Japan – GESTERN HEUTE MORGEN*. Berlin 1938 (4. Aufl.), S. 85

Symphonierchestergründer, (Mit-)Gründer von Musikverbänden, maßgeblich beteiligt bei der avantgardistischen Lied- und „Musiktheater"-Erneurung – daneben auch Mitorganisator der ersten expressionistischen Kunstausstellung in Japan (1914) – und nicht zuletzt Schlagzeile machendes enfant terrible, im mondänen Look und mit Liebesaffairen.

Als der gebürtige Tokyoter die Instrumental- und Vokalklasse der Kaiserlichen Musikakademie seines Landes absolviert hatte und nach vierjährigen Berliner Musikstudien im Jahr 1914 wieder daheim ist, mittlerweile achtundzwanzigjährig, wird er das frisch erlernte Handwerk nutzen und Anregungen der turbulenten Berliner Musik- und Bühnenszene in das sich neu orientierende Musikleben der Heimatmetropole tragen. Da dies gerade aus dem Gehege der Musikakademie in die Öffentlichkeit einer urbanen Musikszene herauszutreten beginnt, kommt er in seiner Kompetenz wie gerufen, und trägt als Pionier zur Organisation bei, ob Kammer-, Symphoniekonzert oder Oper; und das mit Energie! Er konnte in wochenlangen Orchester- und Operneinübungen mit nur drei, vier Stunden Schlaf täglich auskommen, wie er einmal vermerkt. Für die kommenden Jahrzehnte wird der Maestro dann auf dieser Bühne stehen, – ein „Energietank" und unverdrossener Optimist, ein Chaot in Geldangelegenheiten und ein Freund der Freuden.

Ich werde die berufliche Seite hier aussparen: seine Innovationen in Tokyos Musikszene; sein lebhaftes Schaffen als Komponist, als Autor von verständlichen Fachbüchern, anregenden Essays – Yamada besaß eine sichere Feder – bis hin zu Zeitungsartikeln, die mitunter ohne Belang waren; schließlich seinen kulturpolitischen Beitrag zur chauvinistischen und militaristischen Ära seines Landes, der in eine nachkriegszeitliche Auseinandersetzung zur Verantwortlichkeit für kriegszeitliche Musikpolitik mündete.[4] Im Mittelpunkt des Features werden Teile aus seinen Jugenderinnerungen, *Rhapsodien in jungen Jahren*[5] stehen.

Ich stelle einige Worte Eta Harich-Schneiders vom Jahr 1949 zum Oeuvre des Komponisten Yamada voran; die Konzertsolistin und Musikwissenschaftlerin, langjährige Tokyo-Residentin, kennzeichnet das Oeuvre Yamadas und damit zugleich Wesenszüge, wie wir ihnen in den Memoiren begegnen werden; sie schreibt in einem frischen und herzlichen Ton, aus dem persönliche Begegnungen der beiden sprechen, die Harich-Schneider an anderem Ort auch erwähnt.

Altvater [der japanischen Komponisten westlicher Schule] ist Yamada Kōsaku, der um die Jahrhundertwende an der Ueno-Akademie bei Raphael von Koeber und August Junker in der „Lehre" war, dann an der Berliner Hochschule studierte. Sein

4 Beginnend in der Zeitung *Tokyo shimbun*, 23. Dez.1945 (Yamane G./ Yamada K. – Debatte)

5 Yamada, K.: *Wakaki hi no kyōshikyoku*. Tokyo 1951; später auch unter dem Titel *Haruka nari. Seishun no shirabe* („Fern sind sie – die Klänge der Jugend")

Werdegang fällt in eine Zeit, in der die Mehrzahl der Japaner unsere Musik noch gar nicht leiden konnte; und sein großes Verdienst ist es, dass er genau die Qualitäten besaß, die in der historischen Situation notwendig waren: Gesundheit, Instinktsicherheit, Vielseitigkeit, Sprachbegabung, Lebendigkeit – vor allem aber eine echte Liebe zur europäischen Musik. In der heiklen Lage, in der sich das kulturhungrige, aber unsichere Japan befand, strauchelte so mancher. Man lief blindlings dem Allerneusten nach, oder wählte sich aus Überehrgeiz das Allerschwerste: und so verlor man den Boden unter den Füßen und misshandelte das eigene Talent. Yamada aber, unbeirrbar, tat das einzig Richtige: er hielt sich an das, was ihm gefiel. Die hohen geistigen Sphären unserer großen Meister Bach, Mozart, Beethoven berührte Yamada nicht.[...] Der weise Yamada hielt sich an diejenigen Werte, die immer und überall die gleichen sind: Sinnenfreude, Anmut, Leidenschaft und Trauer sind die unkomplizierten, aber ansprechenden Gefühlsinhalte seiner melodiösen, farbigen und wohlklingenden Musik. Er schreibt im Puccini-Stil mit einem leichten Schuss von Brahms, aber er kopiert nicht – niemals; in seiner Epigonenart ist er durchaus ein Könner. Durch die Tatsache, dass er immer das ist, was er ist, und schreibt, was ihm gefällt, ist er durchaus ein echter Künstler. Das ist weitmehr, als man von dem Gros der japanischen Komponisten sagen kann.[6]

„Sinnenfreude, Anmut, Leidenschaft und Trauer“ bzw. Mitempfinden oder Anteilnahme – das sind auch „Gefühlsinhalte“, auf die wir in seinen Szenenschilderungen der Kindheit und Jugend stoßen. Hinzu tritt eine Prise Eitelkeit des über Jahrzehnte erfolgsgewohnten Maestro.

Die Auszüge der – vor über 60 Jahren erstmals erschienenen und bis heute, wie mehrfache Neuauflagen nahelegen, gern gelesenen – Jugendmemoiren sind nach zwei Themenkreisen ausgewählt:

Eine harsche Kindheit um 1900 in Tokyo

Frühlingserwachen und danach – Tokyo, Berlin, Moskau.

1948 erlitt Yamada eine einseitige Lähmung. Er finde nun endlich Zeit zum Nachsinnen, notiert er einmal, und in den damals niedergeschriebenen Memoiren spüren wir die Freude, mit der er Szenen der Kindheit und Jugend in Muße nachspürt; eine Art von Wiedersehensfreude, mit der er sie noch einmal an sich vorbeiziehen sieht, als seien sie gestern geschehen.

6 Aus: *Musica*, 1949, zitiert nach: Harich-Schneider, Eva: *Musikalische Impressionen aus Japan – 1941-1957*. München 2006, S, 99 f.

Erster Teil:
Eine harsche Kindheit

Ehe uns ein längerer Passus an den eigentümlichen Ort eines christlichen Arbeitsschulwohnheims führt, in dem der junge Yamada nahezu fünf Jahre verbringt, einige Worte zu seinem Elternhaus, seiner Kindheit allgemein.

Das Milieu der jungen Jahre

Die Kinderjahre Yamadas sind – ungleich zum bürgerlich gefestigten, wenn nicht gar patrizialen Hintergrund späterer Studienfreunde – eine Zeit der Armut und Unsicherheit. Die Familie bewegt sich abenteuerlich am Existenzrand: dubioses Fernbleiben des trinkfreudigen Vaters von fünf Kindern, zweimaliger Ladenbankrott; Mutter und Sohn später Hausierverkäufer von Fischen, die der Sohn im Pazifik fischt, derweil die Mutter an der Heimarbeit sitzt; der Dreizehnjährige dann zeitweilig Depeschen-Laufjunge am Fernbahnhof, wo er lernt, von fahrenden Lokomotiven abzuspringen; noch nach dem Abschluss an der Kaiserlichen Musikakademie, als er bereits in privaten Musikschulen als „sensei“ oder „ Herr Lehrer“ unterrichtet, verdingt er sich im Rotlichtviertel Tokyos heimlich als Rikschamann – und selbst noch nach der Berlinrückkehr wird er in Geldnot Dachrinnen der zu Orchesterproben ihm bereitgestellten Werkhalle versetzen[7], dazu Teile der Mitgift seiner frisch vermählten Gattin, die fluchtartig – nicht nur aus diesem Grund – zu ihrem Elternhaus wieder zurückkehrt.

Ein Wert der Aufzeichnungen liegt in der unbekümmert offenen Milieu-Schilderung – einer Familie, die es nach einer langen Reihe gesicherter Generationen als Dienstleute und Ärzte im Samurai-Stand nun, in der meiji-zeitlichen Umbruchszeit, aus ihrer ländlichen Residenzstadt in die Reichsmetropole treibt, wo sie sich durchschlägt, bis die kommende Generation bürgerlich Fuß fasst. In diesem Sinn geben die Aufzeichnungen auch wertvolle sozialhistorische Einblicke in die Übergangszeit von der Edo- zur Meiji-Zeit.

Die Mutter hatte in der Not, sich in einem gottverlassenen Fischerdorf am Pazifik um ihren schwerkranken Mann kümmern zu müssen, den damals etwa neunjährigen Kōsaku – das vierte unter fünf Kindern – von ihrem Bruder in Tokyo adoptieren lassen. Der Junge kommt auf elterlichen Wunsch von da bald in eine christliche „Erziehungseinrichtung“: ein Wohn- und Arbeitsheim für mittellose Schüler und Hochschulstudenten; Druckerei-Werkstatt, Abendschule, Wohnheim und Kirche gehörten dazu. Von der heute eigentümlich anmutenden Einrichtung soll im ersten Teil des Feature die Rede sein, ehe wir uns im zweiten Teil entlang einzelner Episo-

7 Zusammen mit dem genialen Solotänzer Ishii Baku (1868-1962), der in seinen Lebenserinnerungen gleichfalls davon berichtet.

den von Reiz dem erwachenden und dem erwachten Liebesleben des Kinds beziehungsweise des jungen Manns zuwenden.

Die Jesusschule

Ich kam derweil als Adoptivsohn zu meinem Onkel [...] Matsui und damit wieder nach Tokyo. Bald danach beendete auch Vater seine Tage in Makuhari, kam in das christliche „Krankenhaus Akasaka“ im Viertel Nagakawa/Akasaka, wo er den letzten Atemzug tat. Es war am 14. Juli [1896], ich war zehn. Drei Tage vor dem Hinscheiden hatte ich Vater am Krankenbett besucht. Was sich mir jedoch bis heute eingeprägt hat, ist eher die Szene zuvor mit dem Faustschlag in Makuhari [,den er mir wortlos an seinem Krankenlager zum Abschied versetzt hatte]. Vater war erst fünfzig.

Nach seinem Tod [...] wurde ich in eine Druckereiwerkstatt gegeben, die in Sugamo [einem Stadtteil Tokyos] ein Pfarrer betrieb, Tamura Nao'omi[8]*. Sie nannte sich „Eigenbetrieb“. Es war eine Werkarbeitsschule mit angeschlossener Abendschule; die Leute der Umgebung nannten sie „Jesusschule“*[9]*.*

Den „Betrieb“ beschreibt er an anderer Stelle als stattliche, von Quittenbäumen gesäumte Anlage von über 100m im Geviert mit Ahornallee und Park, an den sich der Gebäudeteil anschloss.

Hören wir von seiner anfänglichen Arbeit dort und von einer gimpflich ablaufenden Konfrontation:

Meine Arbeit anfangs war, fertige Druck-Erzeugnisse auf einen zweirädrigen Karren zu laden und sie auszuliefern. Da der Wagen dem Bestimmungsort gehörte, konnte ich ihn samt Gepäck dort stehenlassen und brauchte zum Rückweg mir nur das Rechnungsbuch umzuhängen. Außerdem war das Wagenziehen lustig, die Arbeit machte überhaupt keine Mühe. Nur, ich mußte nach dem Weg über die heutige Sugamo-Hauptstraße am Tempel Tōfukuji abbiegen und verlassene Feldwege gehen; dort aber, in den Bergen beim Tempel, hausten damals Füchse, die abends in sonderbaren Tönen traurig aufheulten.

Eines Tags verließ ich morgens gegen acht Uhr den „Betrieb“ und zog wie immer meinen Karren über die Feldwege, als mir eine Bande von zwölf, dreizehn üblen Burschen den Weg versperrte und einen Streit vom Zaun brach. Wenn ich in Wut gerate, gehe ich blindlings auf den anderen zu, doch hier hatte ich Gedrucktes von

---

8 (1858–1934), lebhafterVerfechter einer progressiven protestantischen Kirche Japans; gründete 1888 für mittellose Schüler und Studenten den genannten „eigenständigen Betrieb“ (*ji'eikan*).

9 Ich zitiere nach der dreibändigen Gesamtausgabe von Yamadas Schriften: Gotō, Y. e.a. (Hrsg.):*Yamada Kōsaku chosaku zenshū*, Bd.3. Tokyo 2001. Die Jugendmemoiren *Wakaki hi no kyōshikyoku*, S. 7-207. – Die Episoden des ersten Feature-Teils bis zur Berliner Episode sind vor allem den Seiten 16-33 entnommen, des zweiten Teils den Seiten 138-144, 172 und 177f.

Wert bei mir und ich beließ es bei dem, was sie sagten und wollten, und entkam irgendwie mit knapper Not.

Als ich schließlich am Ziel war, die Erzeugnisse samt Wagen abgeliefert hatte und mich wieder, nur noch das Kontorheft bei mir, auf den Weg machte, trat mir auf dem Feldweg das schreckliche Ereignis wieder vor Augen. Ich muß in der Panik wie verhext gewesen sein – konnte gehen, so lange ich wollte, ich fand nicht mehr den Weg zurück.

Wenn ich es mir heute überlege, bleibt mir eins im Gedächtnis: dass ich immer nur entlang dem [...] Fluß dahintrottete, der auch hinter unserem „Betrieb“ vorbeifloß. An ihm stand eine Wassermühle und spätestens da hätte ich mich eigentlich gar nicht verlaufen dürfen.

Und noch eins. Bauern putzten im Flußwasser Rettiche, ihr Weiß stach mir leuchtend ins Auge. Ich hätte die Leute doch nach dem Weg fragen können [...], und auch die Frau hätte ich fragen können, die dort schritt, den Schirm aufgespannt, eine für die Gegend ungewöhnliche Schönheit von vier- oder fünfundzwanzig Jahren, wie wir sie von den Ukiyo'e-Holzschnitten her kennen. [...] Ich passierte dann eine Lehmbrücke, die über den Fluß führte, und erkundigte mich zum ersten Mal bei einem Bauernhaus, das Plundergebäck verkaufte. „Da drüben“, meinten sie und wirklich, dort gleich stand der Schornstein der Druckerei. [...]

Soweit zu einer kleinen Episode, in der abschließend reizvoll die volkstümliche Vorstellung anklingt, von einem Fuchs – wir hörten sie ja zuvor schon heulen – an der Nase herumgeführt worden zu sein; der Fuchs zieht dann noch in Gestalt einer fremden schönen Frau an ihm vorüber. – Wir werden am Ende des Feature noch einmal einer schönen Frau in einer traumhaften Szene begegnen.

Yamada muss in der Jesusschule nicht wenig gehungert haben:

Der Dienst tagsüber war [...] gar nicht anstrengend und nachts bestand für mich Arbeitsverbot. Da ich der Benjamin im Betrieb war, schickten die anderen mich abends immer zum Backkartoffel-Einkauf. [...]

Bei der täglichen Kost, die wir im Betrieb erhielten, war gerade die Beilage grauenvoll; lediglich einmal die Woche war alternativ Zuteilung von einem Zipfel Salzlachs oder ganzen zwei Trockensardinen, die wir Heimbewohner „Mit-Kopf“ nannten. Da wir als Beilage sonst nur Seetang und dergleichen zu essen bekamen, hatten wir alle schrecklichen Hunger. Dass ich später einmal mit dem Lied „Quittenblüten“ mir einen Namen machen sollte, davon hatte ich damals nicht einmal geträumt, doch sogar Quittenfrüchte holten wir uns und verspeisten sie.

Hungrig, wie jeder von uns Jungen war, hatten wir es rasch auf die Nachtreiher [im

Park eines nachbarlichen Anwesens] abgesehen. Ich war klein und hatte daher von einer Baumkrone aus die Wache zu halten. Die anderen Burschen suchten Nester und entwendeten daraus Eier. Die schließliche Beute roch jedoch widerlich und ließ sich zum Essen gar nicht verwenden, aber wir stellten die Dieberei nicht ein. Es rührte vom Spaß am Eiersuchen selber her und von dem Wunsch, einmal einen Vogel lebendig zu fangen.

Yamada beschreibt dann, wie Nachbarn auf die Vögeljagd aufmerksam geworden, die Jungen einmal fassten und zur Polizeiwache brachten, wobei er, Yamada, habe entkommen können.

Pfarrer Tamura sorgte für eine christliche Erziehung der seinem Betrieb anvertrauten Zöglinge.

Ein Vergnügen war der Sonntag. Wir liefen den langen Weg von Sugamo zur Sukiyabrücke und besuchten dort die Sukiya-Kirche, neben dem jetzigen Piccadilly-Theaterplatz. Tamura Nao'omi war zugleich Pfarrer der Kirche und wir übernahmen während der Sonntagsschule verschiedenerlei Dienst.

Bei der Kirche wohnte ein Mädchen, mit dem der heranwachsende Junge vielsagende Blicke wechselte (hiervon weiter unten), ehe er durch Tokyo strolchte:

Noch ein sonntägliches Vergnügen war nach dem Gottesdienst. Ich, der ich heute keine fünfzig Schritt vors Haus setze, bin damals wirklich viel gelaufen. An den Füßen Geta mit nur einem Holzsteg, sommers wie winters ohne Socken, auch in strenger Kälte ohne Hemd und am Leib bloß einen doppelt genähten Kimono, darüber Hakama-Kniehosen – und das, wo ich heute zweimal so friere wie jeder andere! In dem Aufzug zog ich unbekümmert durch die ganze Stadt. Wenn ich mich heute in der Geographie Tokyos auskenne und dem Taxifahrer vom Land eine Abkürzung nenne, so deswegen, weil ich damals auf gesunden Füßen kreuz und quer durch diese Stadt lief.

Nur ein Engpaß war auf unseren Wegen, an der Brücke Suidōbashi. Dort, an der Mauer, entlang den Werkhallen der Kanoniersoldaten standen über mehrere Viertelgassen hinweg die Imbißstände. Reis mit Rind, gefüllte Reisklöße, Udonnudeln, Sobanudeln, Sushi, Brathuhn - - - . Unsere hungrigen Mägen plagte vor allem der Duft vom Hühnerspieß, einer zu zwei Pfennig.

Traf auf dem Heimweg der Laternenschein von den Buden unser Auge, gab augenblicks einer von uns das Signal:

„Rennen!"

Wir liefen um die Wette: wer am schnellsten durch den Engpaß kam, von der Brücke bis Tomisaka. In dem Spaß, den wir am Wettlauf hatten, stillten wir unser unbändiges Verlangen nach dem Hühnerspieß zu zwei Pfennigen.

Damals, wo eine große Portion Sobanudeln nur ganze acht Pfennige kostete, konnten wir es uns nicht einmal leisten, die Hühnerbratbude zu betreten.

In den ärmlichen Tagen damals war ich nichts desto weniger glücklich; ich konnte pausenlos singen.

In der Gebetsstunde der Schule abends und morgens war ich bei Chorälen der Vorsänger, bei Liedern in der Sonntagsschule der Stimmführer; bei Volksmissionsveranstaltungen auf der Straße sang ich mit lauter Stimme als einer der Vorsänger. [...].

Die Kinderarbeit in der Druckerei konnte mitunter schwerfallen.

Ich war im Schülerheim der jüngste und wurde wohl deswegen zuerst im Typen-Zurücksortieren unterwiesen; später dann hatte ich nahezu alle Arbeiten zu verrichten, mit Ausnahme des eigentlichen Papier–Bedruckens. Da ich klein und flink war, schien ich für eine Druckerei-Werkstatt wie geschaffen und wurde von morgens sieben bis nachts nahe an zwölf herumgescheucht.

Manchmal beargwöhnte ich wohl auch, weshalb denn andere Heimschüler zur Schule gingen und nur ich wie ein normaler Werktätiger von früh bis in die Nacht hinein arbeiten mußte; doch hatte mich die Mutter, als ich von zu Hause fortging, sanft, aber in Strenge gemahnt, in keinem Fall heimzukommen, es sei denn, ich sei krank.

Damals war gerade der Japanisch–Chinesische Krieg[10] zu Ende und Japan auf dem Tiefpunkt seiner wirtschaftlichen Flaute. Von öffentlichen Sparmaßnahmen war zwar nicht die Rede, doch die Zeit sparte an allen Ecken und Enden. Mit Einbruch der Nacht wurde in der weiträumigen Druckerei die Stelle für Buchstaben-Entnahme völlig abgedunkelt – in der Nachkriegsflaute damals löschten Betriebe nachts die Lampen –, und es war gar nicht einfach, in tiefer Nacht, wenn ich vor Kälte festzufrieren glaubte, mit Letternkasten und Lampe in der Linken die Lettern für Manuskripte oder Korrekturfahnen zusammenzustellen.[11] Wenn ich in der weiten totenstillen Halle hinhorchte, wie das Lampenlicht in der linken Hand beim Öl-Aufsaugen unsäglich grauenhafte Laute von sich gab, war es nicht bloß ein- oder zweimal, dass mir plötzlich das Haus der Mutter lieb wurde und ich stehenden Fußes nach Hause fliehen wollte. Bei solchen Malen gaben mir dann die Lieder Trost. Ich durfte um keinen Preis der Mutter zur Last fallen, die nach dem Tod des Vaters in Stille für sich lebte. So sagte ich mir und fühlte mich schrecklich verlassen, hilflos. Ohne die strömenden Tränen fortzuwischen, sang ich leise schluchzend vor mich hin.

---

10 1894-1895.

11 Im normalen Arbeitsprozess des Typensetzens stellten zwei Facharbeiter die Kanji- und Kanatypen in Kästchen zusammen, aus denen ein dritter die Typen in den Winkelhaken einsetzte; Yamada sortierte also für den kommenden Tag vor.

Doch gab es auch Spaß. Das waren Gespräche von Heimbewohnern, die in den Zwanzigern waren und das Fach Politik an der Waseda-Hochschule hörten, und von anderen, die, fünf, sechs Jahre über mir, die Mittelschule besuchten.

Trotz fehlender Schulausbildung lernt der Zögling viel:

In den annähernd fünf Jahren meines Druckereilebens von neun bis dreizehn lernte ich bei keinem Schullehrer. Doch hatte ich Freude daran, Manuskripte zu lesen, und ich hörte den Gesprächen der älteren Jahrgänge mit Vergnügen zu. Es hielt die eigenen Augen und Ohren wach und ich nahm wahllos jegliche Art von Wissen auf. So war ich meinen Jahren voraus. Ging es um Fragen der Schriftzeichen, war keiner mir überlegen, und ich wunderte mich an Sonntagen daheim, wenn die älteren Geschwister, die doch zur Schule gingen, Schriftzeichen nicht kannten. Auch Themen aus der Politik, Wirtschaft oder der Literatur waren, wenngleich bunt durcheinander, in meinem Kopf und so hatte ich das Gefühl, den Gesprächen der Erwachsenen mehr oder weniger folgen zu können.

Yamada blickt dankerfüllt auf die seelische Festigung zurück, die die Zöglinge erfuhren:

Linkerhand der Ahornallee war ein großer Teich, in dem mächtige Karpfen schwammen. Die Steinbrücke, die über das klare Wasser führte, war schön; prächtig auch der künstliche Hügel, hie und da mit Kiefern und Azaleen bepflanzt. [...] Der herrliche Park verlieh uns Jungen eine – in einem Wort nicht faßbare – Kraft, eine Art von Selbstachtung.

Yamada meint dann, dass eine solche Selbstachtung zu vornehmer Gesinnung führe, die von Belanglosem abhalte und das gesäte Gute einmal ans Licht bringen werde. Er schließt mit einem Dank an den Leiter:

[...] Tamura erkannte die Schwächen, in die junge Werktätige verfielen, besonders Jugendliche, die unter erschwerten Verhältnissen zu lernen hatten. Und er leitete uns auf solcherlei Art.

Dies änderte allerdings nichts daran, dass die Zöglinge ihren Hunger mit den Zierkarpfen und durch anderen Mundraub stillten :

Wir spielten in dem vornehmen Park oft Räuber und Gendarm. Die Gefangennahme wurde manchmal bis zur Teichmitte ausgedehnt. [...] Nach solchen wüsten Schlachten trieben Karpfen und Karauschen an die Oberfläche. Wir bereiteten sie uns heimlich zu und schlugen uns die leeren Bäuche voll.

Besonders bei Kindern wie mir, die gerade in der Entwicklung standen, waren die Schülerheim-Bentoboxen, dünn wie abgewetzte Geta-Latschen, völlig unzureichend. Wenn wir es nicht länger aushielten, holten wir uns je nach Jahreszeit von den

Äckern um die Werkstatt Gemüse, wie es in die Hände fiel, und wir nagten daran, roh wie es war. Gurken oder Rettiche waren ein Genuß. Auch die Aubergine, halbiert und mit Salz eingerieben, hielt sich lange auf der Zunge. Völlig ungenießbar blieb der Kürbis.

Wenn es auf Herbst zuging, strahlten meine Augen: die Quittenfrüchte färbten sich! Sie waren sauer, dass ich anfangs daran würgte. Doch einmal daran gewöhnt, mundeten sie uns sehr. Besonders, wenn wir sie zusammen mit rohen Salatblättern aßen, schmeckten sie weit besser als jeder schlecht zubereitete Salat.

An bitteren Lektionen durch Werkangestellte fehlte es nicht:

Wenn mich die Fußtritte der Werkleute trafen – die Drucker hatten meist Dinge in den Händen, so dass Tritte schneller waren als Schläge –, floh ich bis zur Quittenhecke, um vor anderen meine Tränen zu verbergen, die dann dort niedergingen. Öfters hatte ich daran gedacht, ganz wegzulaufen, doch war der Schmerz der Trittwunden einmal vorüber, legte sich auch mein Aufruhr, und die Tränen versiegten. Freundliche Worte von Tanten auf dem Acker machten mich glücklich, doch auch wieder voll Kummer, und die Backen, die gerade getrocknet waren, wurden noch einmal naß.

Der Quittenstrauch mit seinen weißen Blüten, grünen Dornen und mit jener runden goldfarbenen Frucht – das ist für mich Nostalgie meiner Tage im „Betrieb". Hakushū[12] *schrieb hierüber ein Gedicht, aus dem dann das Lied von der „Quittenblüte" wurde.*

Auch den blauen Montag der Älteren bekam das Kind zu spüren.

Für Montag war in der Druckerei immer Sturm angezeigt. Wir Heimbewohner selber waren unverändert, es lag wohl eher daran, dass die Arbeiter am Sonntag zuviel getrunken hatten; sie tobten oft. Besonders gegen Abend nahm die Gewalttätigkeit um einige Grad zu. Es wäre Dummheit gewesen, gegen den Wahnsinn anzugehen. Ich nahm daher immer Zuflucht zu einem Verschlag unterm Fußboden, wo abgeschnittene Papierschnitzel sich füllten. Es war wie ein weites Zimmer, rings mit Blech ausgeschlagen. Wenn ich mich dort niederlegte, bis zum Kopf eingegraben, war es warm wie unter einer Daunendecke – weit angenehmer als unter den pappdünnen Steppdecken im Wohnheim. Und hörte ich dann verschlafen über mir die Schritte der herumsuchenden Arbeiter und ihr unflätiges Geschimpf, empfand ich fast so etwas wie einen Triumph. Dabei machte ich mich allerdings so klein wie möglich, den Kopf wie eine Schildkröte eingezogen zwischen die Schultern.

Nicht selten schlief ich dabei unversehens ein.

Auch dieser harten Schule des Lebens zollt Yamada seinen Dank:

---

12 Kitahara Hakushū (1885-1942), prominenter Lyriker, mit dem zusammen Yamada wichtige Impulse zur Liedreform der frühen 20er Jahre gab.

Wenn ich zurückschaue, hat der Alltag im „Betrieb“ mich in vielerlei Sinn geläutert und ich bin eher dankbar für die Zeit.

Auch von daher kommen mir Vater und Mutter in den Sinn. Es war mit Sicherheit für Mutter nicht leicht, das jüngste Kind, so, wie ein Tiger sein Junges in die Felsgrube stößt, dem rauhen Alltag der Arbeit auszusetzen – auch wenn dies Vaters Vermächtnis entsprochen haben dürfte. Wenn ich daran denke, dass Mutter dies gleichwohl getan hat, möchte ich noch heute in Dank vor ihrem Bildnis niederknien.

Soweit zu dem „Betrieb“, irgendwo zwischen Sparta, Charles Dickens’ Romanwelt und Rauem Haus ansiedelbar und für das Kind Yamada seelisch kräftigend. Nicht jedoch körperlich; denn der Junge verlässt die Einrichtung wegen einer schweren Lungenentzündung, die sein Leben gefährdet. Er führt die Erkrankung auf Unterernährung und Überarbeitung im Heim zurück. Der Geschwächte genest in dreijähriger mütterlicher Obhut in Kamakura und wird sich dann unter anderem – wie oben erwähnt – auf einem Bahnhof als Depeschen-Laufjunge verdingen, ehe die älteste Schwester und ihr Mann sich seiner annehmen und den 15-jährigen geregelten Schulverhältnissen zuführen.

Zweiter Teil:

Frühlingserwachen und danach – Tokyo, Berlin, Moskau

In die „Rhapsodien“ ist eine Reihe von Begegnungen Yamadas mit Mädchen und jungen Frauen eingestreut; der Mitsechziger hat, als er die Jugenderinnerungen niederschrieb, den Reigen noch einmal an sich vorbeiziehen sehen und wenn nicht, wie der Landvogt von Greifensee[13], zu einem Banquett versammelt, so ihnen doch in seinem Buch Orte der Erinnerung gewidmet. Die Szenen in Japan, Berlin und Moskau wechseln von heiterer, bald poetischer Skizze in Tokyo und Chiba zu trauriger Rotlichtmilieu-Schilderung in Berlin und zu einem Traumbild in Moskau. Zwischen Tokyo und Berlin fügte ich ein Traktat Yamadas zur Ausschweifung, von Yamada „Dekadenz“ genannt, ein. – Der Kreis seiner drei Ex-Verlobten und seiner zwei Ex-Gattinnen wird keine Erwähnung finden.

Drei Grazien der Kindheit – *Oai-san, Nē-san, Akiyama*

Yamada erinnert sich seiner erwachenden Sehnsucht zum anderen Geschlecht.

Oai-san

Ich hatte einen kleinen Bruder [...], wir waren drei Jahre auseinander. Als ich acht war, war er daher fünf und ging zum Kindergarten. Ich hatte ihn zu bringen und abzuholen.

13 Held der gleichnamigen Novelle von Gottfried Keller, 1877 in den „Zürcher Novellen“ erschienen.

In dem Kindergarten war damals – ihren Mädchennamen kenne ich nicht – eine Kindergärtnerin, die Oai-san hieß und mich in ihr Herz geschlossen hatte. Es war mein höchstes Glück, wenn sie mir auf dem täglichen Schulheimweg nachrief:

„Kō-chan, Wiedersehen!“

Wenn die Schule früh aus und der Kindergarten noch nicht zu Ende war, spähte ich von der Hecke hinüber in das Kindergartenzimmer, mit sehnsüchtigem Blick nach ihr. Die Sehnsucht zu ihr war vielleicht meine erste wahre Liebe.

Oai-san ist jetzt die Gattin eines reichen Manns in Kobe. Vor fünfundzwanzig Jahren sah ich sie wieder [...]. Sie, im Kindergarten damals einundzwanzigjährig, war nun schon über die Fünfzig hinaus und mein Haar auf dem Weg, schütter zu werden. Unser Wiedersehen – sie die Gattin eines anderen, ich mit einer Ehefrau – war nicht so romantisch wie zwischen Renaude und Balthasar[14]. Es mochte für mich damals eine Sehnsucht der Liebe gewesen sein, für Oai-san war es bloße Kindsliebe.

Nach dem erheiternden Vergleich mit dem romantischen Bühnenpaar nun die Elegie auf eine Geliebte.

Nē-sama – Träume am Meer

[...] Da Vaters Erkrankung keine Besserung zeigte, siedelten wir nach [...] Makuhari, ein gottverlassener Fleck, wo es aber auch nichts gab, nichtmal einen Laden mit einigermaßen genießbarem Gebäck [...]

In unserem Viertel lag das Haus des Kreisrats, des wohlhabendsten Landgutbesitzers der Region, zugleich der Eigentümer vieler Segelschiffe. Dort, in einer Art von Residenz, lebte Kichi'u'emon, wohlbehüteter Sohn des Hauses. Ich war zum Spielkameraden ausersehen und konnte so Einblick in das fürstliche Leben daselbst nehmen.

Ich war damals neun. Kichi'u'emon hatte eine ältere Schwester, von wohl siebzehn Jahren, ausnehmend hübsch und sie hatte mich närrisch gern. Ich nannte sie „Nē-sama“, „Schwester“. Mit Nē-sama, bildschön wie in einem Buch, ging ich an einem Maientag nachmittags in den Speicher des Anwesens. Drinnen war es dunkel und ich hatte Furcht. Sie hielt mich, führte mich zu einer Ecke, wo Bettzeug aufgeschichtet lag, und zeigte mir verschiedene Bilderbücher. Vom hohen Speicherfenster her fielen Sonnenstrahlen ein, als hinge dort ein Tuchstreifen herab. Im Zweifel, ob ich nicht in einem Traumland sei, zitterte ich aus irgendeiner Angst. Nē-sama flüsterte mir ruhig ins Ohr:

„Fürchtest du dich? Keine Angst, ich bin bei dir - - -.“ - Und hatte mich zu meiner Verwunderung fest in die Arme geschlossen, ohne mich wieder loszulassen. Mir wollte der Atem stillstehen.

---

14 Aus der Bizet-Oper „L'Arlésienne“ (1872).

Als ich aus der Umklammerung wieder frei war, konnte ich nur weinen. Es war kein Kummer, auch keine Freude – nur Tränen, die grundlos flossen.

Von dem Tag an war ich ganz Nē-samas Gefangener. Und Tag um Tag nahm ich Zuflucht unter den Bäumen des Garten Eden, durch den die Evahände mich führten. Dabei war ich erst neun, verstand noch nichts von Freuden des Paradies und hatte auch nicht das Gefühl, mir hätten sich plötzlich die Augen geöffnet. Und doch vermißte ich unwillkürlich etwas an Tagen, an denen ich ihre schöne Stimme nicht vernahm.

Als ich dann nach Tokyo kam, starb Nē-sama nicht lange darauf an einer Lungenerkrankung.

Ihre Gestalt ist mir noch heute in hellen Farben in die Netzhaut eingebrannt. Sie war von Grund auf ein sanfter Mensch. Doch wenn sie ihre aufglühenden Wangen gegen meine Wange preßte und dabei heftig erbebte, daß ich nicht länger wußte, was ich für sie tun sollte, dann war sie auch ein starker Mensch. Nē-sama weinte viel.

Als ich später in Berlin im Deutschen Theater zum ersten Mal Wedekinds „Frühlingserwachen“ sah, mußte ich still im Herzen unwillkürlich an Nē-sama denken.

Nichts ist eigentümlicher als das Erwachen des Geschlechts, von dessen Wert man noch nichts ahnt. Es ist eher eine Qual. Und verleiht uns zudem eine sonderbare, in Worten nicht faßbare Kraft, mit der es uns unwillkürlich nach dieser Qual drängt.

Der Mensch, der mich in diese mystische Region der terra incognita lockte. Der Mensch, der mich den Zauber der Sehnsucht lehrte. Der Mensch, der mir Kunde gab von den Träumen und von der Schönheit und Häßlichkeit der Wirklichkeit. Das war mit Sicherheit dieser schöne Mensch, wie einem Bild entstiegen.

Nicht elegisch, sondern im Gelächter schließt die folgende Episode.

Akiyama

Wir hatten weiter oben vom sonntäglichen Kirchbesuch Yamadas nahe dem heutigen Shinjuku Piccadilly erfahren. Hören wir mehr davon.

Nicht weit von der Kirche [...] stand ein Haus der Akiyamas; dort lebte eine Tochter, süß und hübsch, mit der ich auf dem Hin- und Rückweg oft Blicke tauschte. Ich war gerade mal ein Junge von zwölf, doch war ein Frühlingserwachen in Makuhari gewesen und im Umgang mit den Älteren im Wohnheim waren mir Gespräche von Sex und Liebe zu Ohren gekommen. So brachte ich dem Mädchen eine seichte Leidenschaft entgegen und unter den Blicken, die sie mir schenkte, pochte meine Brust.

Närrisch, wie ich war, verwendete ich dann noch einen Bestandteil ihres Familiennamens Akiyama, „Herbstberg“, für meinen Künstlernamen Akitsuki, „Herbst-

mond". Den Künstlernamen, bei dem mir heute das Lachen kommt, wenn ich nur daran denke, habe ich dann bis um mein achtzehntes Lebensjahr beibehalten.

Es mochte für mich die erste Liebe gewesen sein.

Yamada ist sich nicht schlüssig, welcher der drei Grazien er den Lorbeer seiner ersten Liebe geben soll – und gibt ihn gleich allen dreien.

Wir machen hier einen Sprung um fünfzehn Jahre und sind in Berlin.

Berlin

Yamada hatte sich 1912, nach Beendigung seiner Studien an der Berliner Musikhochschule und mittlerweile 26-jährig, eine Weile einem „wüsten Leben" hingegeben, in seinen Worten, einer „Don-Juan-Phase". Über eine abenteuerliche Reise Yamadas während dieser Zeit zur Erkundung der Homosexualität hatte ich an anderem Ort berichtet.[15]

Hören wir vierzig Jahre später seine „Dekadenz"-Theorie über die bewegten Tage.

„**Exerzitien der Dekadenz**"

Der Atem, den Osanai Kaoru[16] mir eingeblasen hatte, ergriff mich im Nu und noch einmal mehr leistete ich mir Dinge, die völlig über die Stränge dessen schlugen, was unter Erforschung von Wissen zu verstehen war. „Alles oder nichts" – das war damals eins meiner Lieblingsworte. Meine Verbohrtheit war noch einmal mehr mit Konsequenz unterfüttert.

Brennender Hunger nach Dingen, die ich wissen wollte, dazu unzuverlässige Freunde, unzuverlässige Verwandte, verletzt vom Schmerz des Verrats – so verwilderte ich eins übers andere in der Seele, und mutierte zum Jüngling, der dem Fleische nachrannte, dem Wein nachlief. Das alles ziellos, nur im Verlangen, dies und alles mitnehmen, – so trieb es mich durch die schwärenden Nächte Berlins.

Ich, der vom Wein nicht genug haben kann, konnte auch von den Frauen nicht genug bekommen, war so etwas wie ein Marionettenspieler, der sein anderes Ich an den beiden Fäden „Unbeugsamkeit" und „Wissenshunger" vor sich hielt. Wenn das Ich vorn partout etwas bereuen wollte, gab ihm das Ich dahinter die Peitsche und trieb es auf den Weg zur Konsequenz.

Diese Gründlichkeit war dann wieder Anlaß, meine Daseinsweise, der die Mitte abhanden gekommen war, rasch zu beenden: ich besaß nicht die Willkür, das Le-

15 „Yamada Kōsaku: Eine seltsame Reise. Übersetzung und Nachwort von D. Schauwecker" in: *Japonica Humboldtiana Vol.14, 2011*, S. 109-122.

16 1881-1921, bedeutender Regisseur und Theaterreformer, von Yamada einmal „der japanische Max Reinhard" genannt; damals in Berlin.

ben bis zum Tod zu vertrinken, und auch nicht den Mut, bis zum eigenen Untergang im Sinnentaumel zu versinken. Kurz: Dekadenz, konsequent durchgeführt, zerstört eigenes Leben. Doch an Sterben lag mir nicht. Verneint nicht vielmehr, wenn man konsequent wahrhaft leben will, der Tod diese Konsequenz? Gerade weil du aber bei der Suche nach Wahrheit dein Leben dransetzt, kannst du hier wahres Leben erfassen. Und so verstand ich, daß Dekadenz eine dumme Denkart ist, eine dumme Lebensart.

Vielleicht hatte sich damals in jener Nacht Osanai auch mit Saitō[17] *verschworen, mich auf den Weg der Dekadenz zu treiben; hatte in einer Weinlaune sein schwarzes mephistophelisches Grinsen hinter der Maske eines Kunstgesprächs verborgen. – Und doch, ich muß noch heute den beiden von Herzen danken für ihren abgrundtief gefährlichen Rat.*

In der kleinen Geschichte meines Lebens war es eine äußerst kurze Don-Juan-Phase, im Theater nicht mal eine Szene. Doch ohne die Teufelstaufe wäre ich sicherlich nur ein Tondrechsler geworden, jemand, der Töne ohne Sinn aneinandereiht.

In dem Café oben, wo wir umkippten, Bauch an Bauch. Aus dem Parterre springen vom Kontrabaß scharfe Pizzicatos hoch zu uns und unheimlich vibriert die von Zigaretten verqualmte Luft. Jedesmal dabei lachen die zwei Bäuche, können sich vor lauter Kitzel nicht halten. Und während sich das pausenlos wiederholt, fallen wir beide, eh wir es gewahr werden, in die Traumzone der Lust.

Auch diese ganz und gar absonderliche Erfahrung einer Nacht, diabolisch und dabei unsinnig zum Lachen verleitend, war mit Sicherheit nicht umsonst. Gut und böse, schön und häßlich sind am Ende, was für den Maler die Palette ist; was in der Orchestermusik die Instrumente ausmachen. Wer darum weiß, die Essenz im eigenen Blut auflöst und zu Papier bringt, gewinnt aus allem und jedem einen Wert, ein Leben. Wer war es gleich, der einmal so schön gesagt hat: Auch die Blume, die im Sumpf blüht, wird Nirvana-Lotos"[18]

Yamada wuchs in einer (protestantisch) christlichen Umgebung auf, wovon in seinen Schriften Metaphern wie „Fleisch" für „Weiber", an anderer Stelle „Sodom und Gomorra" für homosexuelle Beziehung zeugen. Der Wortgebrauch lässt eine alttestamentarische Strenge anklingen, ist bei Yamada jedoch mehr oder weniger frei vom Beigeschmack des Sündhaften, wie dies auch das abschließende buddhistische Bild von der Blume im Sumpf nahelegt.

---

17 Saitō Kazō (1887-1955), Maler, Grafiker, mit dem Yamada damals ein gleiches Zimmer bewohnte. Yamada, Saitō und Osanai hatten nach Tokyo-Rückkunft eine Reihe gemeinsamer Bühnenprojekte (im neuartigen expressionistischen Stil).

18 DieWendung von der „Blume im Sumpf" findet sich früh bei der buddhistischen Lehre vom Reinen Land, der Yamada nahestand.

Yamada hebt in einem längeren Nachsatz seine „wüsten“ Tagen gegen eine „echte“ Dekadenz ab:

Ich hatte die Dekadenz vom Kopf her als „dumme Lebensart“ abgelehnt, doch hast du das Tal erstmal betreten, ist kein leichtes Herauskommen. Die Blumen des Bösen, die man da pflückt und pflückt und doch nicht zu Ende plücken kann, gedeihen ja wild dort, und die Freuden, sie zu pflücken, gehen einher mit Kummer und Leid. Sie lassen sich daher nicht so leicht abstreifen. Es bereitete mir unsägliches Vergnügen – zumal ich das heftige Temperament meines Vaters geerbt hatte und mit einer außergewöhnlichen Konstitution gesegnet war, die andere als „Energietank“ bewunderten, –, zum Wein Triumphlieder anzustimmen, zum Fleisch die Lust und Wonnen der Eroberung zu besingen.

Da ich nach dem ersten couragierten Schritt im neuen Terrain agierte, fern einer Verantwortung und ohne auf andere zu hören, ging es immer nur um eins: dort hingelangen, wo ich am Ziel mich sah. Hierzu einmal bereit, gab ich mich Ausschweifungen hin, für die ich keine Worte finde. Ō und Hagiwara[19] *machten sich meinetwegen offensichtlich große Sorgen, gaben mir auch Warnzeichen, doch ich erwiderte bloß mit Lachen.*

Die Studien blieben hiervon unbehelligt. Ich konnte mir Ausschweifung und Studium nur als zwei Arten von Arbeit mit verschiedener Qualität vorstellen. Die Ausschweifung war in einem Sinn nur ein Forschungsgegenstand, und es lag mir völlig fern, mich den Vergnügen hinzugeben, um am kommenden Tag die Studien liegenzulassen. Je mehr ich trank und den Freuden frönte, um so klarer wurde der Kopf. Um so schwieriger war daher mein Umgang mit Leuten, die zwischen Vergnügen und Arbeit nicht trennten. In diesem Sinn mag man sagen, daß meine dekadente Zeit keine echte Dekadenz war.

Von der Länge des Frauen-„Registers“ verrät uns kein Leporello; zugleich auch rückt er mit dem „Kummer und Leid“ inmitten der Freuden von der Don-Juan-Gestalt ab, die diese Not nicht kennt, – wenn man so will, in die Nähe zu einer traditionsreichen Frauenliebhabergestalt seines Landes, Narihira[20], der das Liebesleid eindrucksvoll besungen hat.

Yamada notierte später einmal (1938) über deutsche „Gründlich- und Genauigkeitkeit“ unbekümmert:

... selbst die Engel der Straße – wie ich hörte – legen diese Rechtschaffenheit an den Tag und dem vergnügungsreisenden Mann, der sonst nur Handkniffe, Tricks und all die tausend Lügen zum Überdruß kennt, schlägt die Brust höher.[21]

---

19 Ōno Tadasuke (1895-1929), Violinist und Hagiwara Ei’ichi (1887-1954), Pianist; zwei Berliner Studienfreunde.

20 Ariwara no Narihira (825–880), siehe: Craig McCullough, H.: *Tales of Ise – Lyrical Episodes from 10th Century Japan*. Stanford 1968.

21 *Yamada Kōsaku chosaku zenshū*, Bd.1. Tokyo 2001. II, *Nachi doitsujin wo kataru* („Über Nazi-Deutsche“), S. 299.

Nicht länger Eroberungslust früher Berliner Jahre, sondern nun ein Preislied des Mitfünfzigers auf solide Dienstleistung im aphroditischen Gewerbe.

Ich kehre zu den Jugendjahren zurück, übergehe ein Schäferspiel, das Yamada und sein Freund Saitō mit zwei jungen Dresdenerinnen in der sächsischen Kunstmetropole hatten, und komme zu einer traurig stimmenden Geschichte in Berlin. Waren die Tokyoter Schilderungen über eigene Armut, wie wir aus der „Jesusschule" hörten, letztlich von Heiterkeit überstrahlt, liegt nun über der Berliner Episode im Rotlichtmilieu ein Schatten.

Gretel

Bald nach Ankunft in Berlin, 1910, lernt Yamada ein Mädchen kennen, das auf den Weg der Prostituiton geraten war und bis zu Yamadas Rückfahrt nach Japan, Ende 1913, wiederholt zu ihm Verbindung aufnehmen wird.

Der Bühnenautor Nakamura Kichizō[22], der damals Gerüchteküchen japanischer communities in New York, London und Berlin verglich, kommt in seiner Episodensammlung zu Berliner „Elisen"-Geschichten[23] zum Schluss, gegenüber den angloamerikanischen Städten seien nähere Bekanntschaften von Japanern mit Berlinerinnen weit häufiger, ob in oder außerhalb der Rotlichtszene. Gretel gehörte zu diesem Kreis.

Yamada hatte sich in einer mitternächtlichen Notlage darauf eingelassen, sich von einem japanischen Studenten zu einem Etablissement in der Friedrichstraße mitnehmen zu lassen, einer Spelunke, wie sie ein Max Pechstein gemalt haben könnte.

Als wir eintraten, fand ich mich in einem kleinen Zimmer wieder, voll von Schmuckkram; ich bemerkte auch japanische Lampions und die japanische Nationalflagge. Vier oder fünf Frauen pafften dicken Qualm von billigen Zigaretten. Zum Glück war kein einziger Gast da. Doch da ich irgendwie schüchtern unschlüssig im Raum herumstand, drängte mich die nicht mehr ganz junge Frau, die mit uns gekommen war, bis ich mich in das große Sofa der Zimmerecke fallen ließ. Ich begriff, daß dies wohl „die Zollstelle" war.

Ich nahm das Likörglas zum Mund und verhielt mich still. A [, mein japanischer Bekannter, der bereits betrunken war], geriet in einem Deutsch, wie es Kinder beim Bilderbuch-Buchstabieren sprechen, in Stimmung. Die Frauen mischten kreischend zotiges Japanisch in ihre Sprache. Ich hatte den Eindruck, hingekommen zu sein,

22 1877-1941.

23 „Elisen-Geschichte", nach Mori Ōgais „Tänzerin"-Novelle, im Sinne einer deutsch-japanischen Liebesaffaire in Berlin; siehe: Shiga Naoya. e.a (Hrsg.).: *Sekai kikō bungaku zenshū. Bd.7, doitsu hen*, Tokyo 1959, S.117 ff. Etwa auch: D. Schauwecker: „Von Tonsine zu Elise – Liebe und unliebe Geschichten zwischen Ost und West", Morosawa I. (Hrsg): *Mori Ōgai no juyō no shosō. Osaka Yūbun Sha*, 2003, S. 39-87.

wohin man nicht gehen sollte, und machte Anstalten, unauffällig zu entkommen. Eine Frau von kleiner Gestalt stellte sich vor mich auf.

A kam gleich herbeigesprungen, ich wurde sozusagen eingefangen und wieder ins Sofa gedrückt. Die Frauen hatten zu beiden Seiten eine Mauer gebildet; ich war ganz ihr Gefangener.

Die Frau, die mir den Weg versperrt hatte, setzte sich vor mich auf einen Stuhl. Sie war völlig schweigsam und paßte überhaupt nicht zum Flair des Orts. Sprach sie einmal ein, zwei Worte, trieb im losen Ton ihrer Rede irgendwo für Momente auch Geist. Die Frauen nannten sie „Frau Doktor". Unter dem großen schwarzen Hut wirkte ihr schmales Gesicht mit den feinen Zügen noch einmal kleiner. Hinter einer schwarz geränderten Brille schwammen kluge rehkitzhafte Augen.

A dachte, ich hätte ein Interesse an der Frau, und legte mir wiederholt nah, sie zu kaufen. Ich lehnte mit der Erklärung ab, für einen Studenten, der auf jemands Kosten lebe[24], sei das völlig ausgeschlossen. Doch A gab nicht nach. Er rief die Frau zu sich, beriet sich mit ihr und meinte dann zu mir:

„Nun mach keine Umstände! Heute kannst du mir alles überlassen."

Und flüsterte mir ins Ohr: „Das Geld ist schon bezahlt."

Nicht allein das. Er drängte uns beide hinaus und verfrachtete uns in ein Taxi. Ich war in der Klemme, doch flackerte in mir auch ein Interesse auf und ich ging schließlich zu ihr.

Es war ein Zimmer im ersten Stock, auf der Hinterseite eines Mietshauses. Das Zimmer hatte Stil. Auf dem Bord standen Bücher. Als ich hinsah, waren es Theaterstücke von Lessing und Hauptmann. Sie erschien bald in einem Morgenrock, den sie sich über den Pyjama geworfen hatte. Ich bat sie, sich zu setzen.

Ich konnte sie nie und nimmer für ein gewöhnliches Freudenmädchen halten. Und selbst wenn sie eins war – gleich, ob A für mich gezahlt hatte, – ich hatte nicht den Mut, mit einer Prostituierten in Berührung zu kommen. Eher noch war lebhaftes Interesse am Schicksal des Mädchens.

Sie war in einer Stadt in Süddeutschland geboren und Tochter aus angesehenem Haus. Nach dem Lizeumsabschluß kam sie nach Berlin und schrieb sich an der Universität ein. Sie wollte Medizin studieren. Sie war nicht gerade eine Schönheit, doch die Gesichtszüge waren eben, und sie hatte, von kleinem Körperbau, etwas Feines an sich. Es war an einem Sommertag gewesen. Ein junger Assistenzprofessor hatte

24 Yamadas Berlin-Studium war vom Musikmäzen Iwasaki Koyata, später Präsident des Mitsubishi–Konzerns, finanziert worden.

sie zu einem Waldspaziergang aufgefordert. Auf dem Rückweg war es. Sie mochte mit ihm gehen, so lange sie wollte, die Stadt kam nicht in Sicht, und erschöpft rastete sie unter einem Baum. „Und was dann bis zum Morgen gewesen ist“, meinte sie, „daran erinnere ich mich überhaupt nicht mehr“.

In der Zeit, während sie das Bewußtsein verloren hatte, war ihr Schicksal gewendet worden.

Ihr Leib kam in andere Umstände. Sie mochte den Assistenzprofessor zur Rede stellen – er übernahm keine Verantwortung. Nach Hause konnte sie nicht zurück und zur Universität konnte sie erst recht nicht gehen.

Die Vermieterin hatte Mitleid mit ihr. Doch ein Weg der Hilfe fand sich nicht. Ungezahlte Monatsmieten häuften sich und bald konnte sie nicht mehr leicht das Haus verlassen.

Das Kind wurde geboren. Soll man es Glück im Unglück nennen? Es starb bald nach der Geburt.

Was zu Geld werden konnte, war ihr alles schon versetzt worden. Doch ging es nach der Geburt gesundheitlich etwas besser und sie konnte schließlich wieder das Haus verlassen. Sie wollte irgendwie eine Arbeit für sich finden, aber die Welt war herzlos gegen sie.

Die Vermieterin hatte Erfahrungen im nächtlichen Straßengewerbe. Aus einer Verpflichtung gegen die Frau, die so viel für sie getan hatte, folgte sie ihrem Rat und wurde schließlich Freudenmädchen.

Geschichten, die es auf der Welt gibt. Doch als ich von dieser Geschichte hörte, konnte ich nur Mitleid für das Mädchen empfinden.

Aus einem eigentümlich echten Gefühl heraus redete ich leidenschaftlich, von ganzem Herzen auf sie ein und riet ihr, so bald wie möglich solche Lebensweise aufzugeben. Sie weinte.

Als es fünf Uhr war, machte ich Anstalten aufzubrechen. Sie gab mir die zwanzig Mark zurück, die A ihr gezahlt hatte. Ich drängte ihr das Geld auf und rannte aus dem Haus. Ich selber war unbescholten geblieben, schämte mich jedoch, von Leuten des Hauses gesehen zu werden.

Sie hieß Gretel. Der große schwarze Hut, die schwarz umränderte Brille waren Tarnung; sie wollte den Blick der anderen meiden. Für ein Freudenmädchen war es ein ungewöhnliches Aussehen, und die Leute nannten sie irgendwann „die Eule“.

Ich suchte die „Zollstelle“ kein zweites Mal auf.

Als ich einmal gegen Jahresende aus der Hochschule kam, traf ich sie zufällig auf dem Heimweg. Es war etwa zwei Uhr. Gretel trug, völlig abweichend von ihrer abendlichen Aufmachung damals, die schlichte Kleidung einer Studentin. Neben ihr herlaufend, fragte ich, was sich später getan hätte. Ihr fielen die Worte offensichtlich schwer und sie bat mich zu sich aufs Zimmer; zehn Minuten würden reichen. Ich dachte, daß wir uns damals ungetrübt getrennt hatten und ich mir anhören sollte, was danach gewesen war; so ging ich mit. Das Haus war einen Sprung von der Hochschule entfernt.

Gretel kannte meinen Namen und mein Studienfach, wußte auch näher, daß ich mit Unterstützung eines wohlhabenden Japaners studierte. Ich legte ihr an dem Tag wieder eindringlich nah, sich anderweitig nach einem Beruf umzusehen. Ihre Schultern bebten und sie weinte, als sie mich anflehte, ihr zu helfen. Das sei, meinte ich, für mich als Student allerdings unmöglich, und ich zog mich nach kaum dreißig Minuten zurück.

Im folgenden Jahr kam es zu keiner Begegnung; ich hatte viel Arbeit fürs Studium und Freunde trafen aus Japan ein.

Darauf, an einem Tag Ende Oktober, wartete, als ich zur Hochschule kam, ein Brief auf mich. Der Hochschuldiener, mit Namen Holzapfel, der mir bei Studienbeginn oft Mut zugesprochen hatte, gab ihn mir mit einem Augenzwinkern:

„Herr Doktor, eine schöne Frau war es!“ – Deutsche von einfacher Bildung nennen Japaner normalerweise „Herr Doktor“; es mag unserem „sensei“ entsprechen.

Der Brief war von Gretel: ich solle vorbeikommen, sie möchte mit mir etwas besprechen. Auf dem Rückweg schaute ich bei ihr herein; es war das gleiche Haus.

An dem Tag weinte sie in einem fort, kaum daß wir uns sahen. Sie habe, meinte sie, im Sinn meiner Worte sich aus jener Welt zurückziehen wollen, doch hätten andere Mädchen vom Gewerbe sie daran gehindert; dann seien in der Heimat Vater und Mutter unerwartet bei einen Autofall zu Tode gekommen. Ich hätte der Geschichte, wenn sie mir eine gewöhnliche Frau erzählt hätte, wenig Glauben schenken können, doch sie entsprach mit Sicherheit den Tatsachen. Fotobilder waren da von der Beerdigung der Eltern, und verschiedentliche Briefe bezeugten den Sachverhalt. Warum nur scheint ihr, die doch schon unglücklich genug ist, auch hier keine Sonne des Glücks!

Ich fand keine Worte des Trosts, schwieg bloß.

Gretel meinte dann:

„Könntest du nicht, wenn es dir möglich ist, vorbeikommen und mir Kraft geben? Alle zehn Tage einmal reichte schon.“

„Das wollen wir sein lassen. Es wäre gefährlich, für uns beide.“

„Du willst mich im Stich lassen?“

Ihr Blick dabei war stechend scharf, etwas hatte aufgeblitzt. Unwillkürlich wich ich zurück.

„Ich gerate, wenn ich mir so die Zeit festlegen lasse, selber in Schwierigkeiten. Ich muß verschiedentlich verreisen - - - und dann - - - aber nein, wenn du etwas besprechen willst, benachrichtige doch wie heute die Hochschule! Ich komme dann schon nach Möglichkeit.“

Mit diesen bitterharten Worten, einer Art von Ausflucht, verließ ich das Zimmer. Gretel preßte die Lippen aufeinander und gab mir die Hand. Die Farbe war aus dem Gesicht gewichen und die Hand kalt.

„Ich bitte dich darum. Ich bin völlig allein.“

Die Bewegung in Gretels Gemüt war eindeutig gewesen. Ich sah mich in der Klemme und beschloß, sie nach Möglichkeit nicht aufzusuchen, auch wenn ein Brief käme.

Im Dezember des Jahrs hatte Gretel einen Selbstmord durch Gasvergiftung versucht, es blieb beim Versuch. Ich hatte das Gerücht von A gehört.

1912 war das Jahr, als mein Leben der Dekadenz begann. Hätte ich in dem Jahr Gretel kennengelernt, hätte sie vielleicht keinen Selbstmordversuch unternommen. Doch Schicksalsabläufe lassen sich nicht nach Wunsch schreiben.

Ein Japaner habe, so hörte ich von Ikuta, in alle Welt ausgestreut, er sei von Eule angesteckt worden. So blieb ihr jegliche Kundschaft aus. Und er setzte hinzu: „In der großen Not zu leben hatte sie sterben wollen.“

Aus meiner Sicht war es ein Schritt, für den ich mich nicht gerade verantwortlich fühlen mußte; doch war, so kann ich wiederum sagen, eine Art von Verantwortung entstanden, seit ich sie getröstet hatte, zu Gesprächen bereit zu sein. Ich suchte sie daher umgehend auf.

Das Ausmaß der Armut war mir auf einen Blick klar. Ich hatte ihr eigentlich pfarrerhaft mitgeben wollen, Selbstmord sei etwas, was Schwache tun; sie solle solche Torheit nicht wiederholen. Doch wozu reichen Worte im tiefsten Elend! Mir fiel ein Münzbetrag in der Innentasche meiner Weste ein, fünfundzwanzig Mark, die ich vor wenigen Tagen als Honorar für eine Führung japanischer Reisender erhalten hatte. Ich drückte ihr die Summe in die Hand und ging fort.

Er habe hiervon, so Yamada, seinen japanischen Freunden nichts mitgeteilt, um sich nicht als sentimental vor ihnen lächerlich zu machen.

Gegen Ende seiner Berliner Tage, Dezember 1913, erscheint dann in den Aufzeichnungen noch einmal der Name des armen Mädchens. Mitten in die Berliner Abschiedsfeier Yamadas in einem japanischen Restaurant sei Ikuta hereingeplatzt und habe „in strenger Haltung wie bei einer politischen Bekanntmachung“ verkündet:

Eule ist tot. Bei ihrem dritten Selbstmordversuch ist sie schließlich gestorben. Auch diesmal war es Gas.“ [...] Ich war irgendwie bedrückt.

Auch bei ihrem zweiten Versuch soll ich die Ursache gewesen sein. Als ich nun, am Vortag meiner schließlichen Abreise, hörte, daß sie wirklich gestorben war, hätte ich eigentlich gar keine Verantwortung empfinden müssen, doch konnte ich mich nicht des Gefühls erwehren, daß mich hier etwas festhält.

Treibt so – fragte ich mich – ein bloßes einmaliges Aufflammen von Regungen unter einem Baum in tiefer Nacht das Leben eines Menschen in das größte Elend? Und ich hatte das Gefühl, selbst wenn der Mann, den ich nicht einmal kannte, geachtteilt würde, reichte das noch nicht.

Die wahre Ursache zum Selbstmord liegt anderswo; es ist nichts als ein dunkles Zusammentreffen von Zufällen – so wollte ich es glauben.

Eindringliche Zeilen, die nahelegen, daß ihren Autor nicht nur glückliche Begegnungen, von denen wir gehört hatten, bis ins Alter begleiteten, sondern auch wohl das Gefühl einer Mitverantwortung am Tod dieses unglücklichen Mädchens ihn nicht ganz losgelassen hat.

Yamada schließt den europäischen Reigen seiner weiblichen Bekanntschaften mit einer glücklichen Wendung, der Bekanntschaft mit der schönen Anya in Moskau, und ist damit zugleich mit einem Schritt wieder auf asiatischem Boden.

Anya

In Moskau fanden Yamada und sein Freund Saitō herzliche Aufnahme bei einem Grafen, gleich in der ersten Nacht ist die fürstliche Bewirtung bei „Wladimir“ „schön wie ein Traum“, „[...] trinken, essen, musizieren, reden, tanzen [...]“. Auf Yamadas „Pilgertour“ im „Mekka der Kunst“ führt ihn Anya, Mitbewohnerin im Wladimirschen Palais, vierundzwanzigjährig und verwitwete Tochter aus begütertem Haus.

Bei einem gemeinsamen Galeriebesuch der drei:

Traumbild in einer Schneenacht

[...] als die Rede auf Gemälde kam, sprach Anya mit Leidenschaft, auch ihr Blick bei der Bildbeurteilung bewies Schärfe. Ich sah, wie sie Wladimir überzeugen wollte, dabei außer sich geriet, und empfand sie dabei als ungemein schön; meine Au-

gen gingen von den Bildern, die an den Wänden hingen, zu Anyas Profil und blieben dort unverwandt.

Wladimir war das nicht entgangen.

„Stirrst ja wie verhext auf Anyas Standbildnis, nicht wahr.“

„Es ist auch schöner als die Gemälde da!“, kam es gepreßt aus mir und ich wurde am Hals tiefrot.

Anya sah mich wie von ungefähr an, ich schwieg, den Blick zu Boden gewandt; ich bereute die Entgleisung und bat Wladimir, bei ihr ein Wort für mich einzulegen.

„Sich entschuldigen? Mach keine Witze! – Anya, du wirst doch nicht böse, oder?“, meinte Wladimir und blickte ihr dabei ins Gesicht.

Anya ging gar nicht darauf ein, lächelte bloß wie verloren vor sich hin. Wundervoll die Schönheit in den Zügen, die traurig um ihren Mund spielten! Ich war meines pochenden Herzens nicht länger Herr.

Es war tief in der Nacht. Ich lag schlaflos da, rief mir noch einmal all die Dinge vom Tag wach. Die glitzernden Kreuze auf den Turmspitzen der [...] Kirchen, die über Moskaus Straßengewirr hinwegragen und hell ins Auge stechen. Die ausbuchtenden Linien des byzantischen Doms[25] zeichnen Bögen weich in den Himmel. Darin erscheint die Gestalt eines bärtigen Kutschers, der sich bekreuzigt. Die verwandelt sich unversehens in das traurige Antlitz Anyas, das mich unverwandt anblickt.

Ich richtete mich auf, sah eine Weile hinüber zum schlafenden Saitō, stieg dann leise aus dem Bett, mir den Bildband vom Tisch zu holen, den ich am Vortage in der Galerie erworben hatte, und legte mich wieder nieder

Was aber sehen die Augen, die unverwandt aufs Buch gerichtet sind! Der Kopf ist hellwach, keine Spur mehr von Schlaf.

Leise sind Geräusche von Schritten zu vernehmen. Ich richte mich hoch, lausche. Dabei entgleitet mir das Buch. Ich strecke rasch die Hand nach, gerate an die nahe Tür, die sich in dem Augenblick lautlos öffnet.

Ein einzelner Lichtstrahl schoß in das angrenzende Zimmer. Unwillkürlich stoße ich die Tür weiter auf, starre auf den Punkt, von dem her der Strahl fließt. Es war Licht von einem Kerzenständer, der in einem Spiegel reflektierte. Ich lösche unwillkürlich die Lampe in meinem Zimmer.

Nebenan lag der Speisesaal. An seiner gegenüberliegenden Wand ist ein großer

25 Offensichtlich die Christ-Erlöser-Kathedrale mit byzantinischer Kirchdachform.

Spiegel angebracht. Als gäbe es keine Geheimnisse, war die schwere Tür des Saals offen – obwohl doch tiefe Nacht.

Ich brannte vor Neugier, der Puls schlug wild.

Ich spannte die Ohren, vernehme leichte Schritte.

Anya! Ein Abbild Anyas, nackt! Wie ein elektrischer Lichtstrahl traf mich ihr Nacktbildnis.

Mir wollte der Atem stillstehen, die Brust ging schwer.

Im Spiegel – – Anya – – ihr trauriges Gesicht – – die üppigen Brüste! Was macht sie dort? Sie kämmt ihr goldenes Haar, das tief zu Boden reicht, in dieser nächtlichen Stunde – – !

Melancholisch klingen Takte des „Andante cantabile" herüber, aus dem fürstlich anmutenden Schlafgemach. Ich lehne mich an die Tür bei meinem Bett, hingerissen von der zauberhaften Erscheinung der Stunde der Nacht, rühre keine Wimper.

Bald entfernte sich Anya, das Licht im Spiegel erlosch.

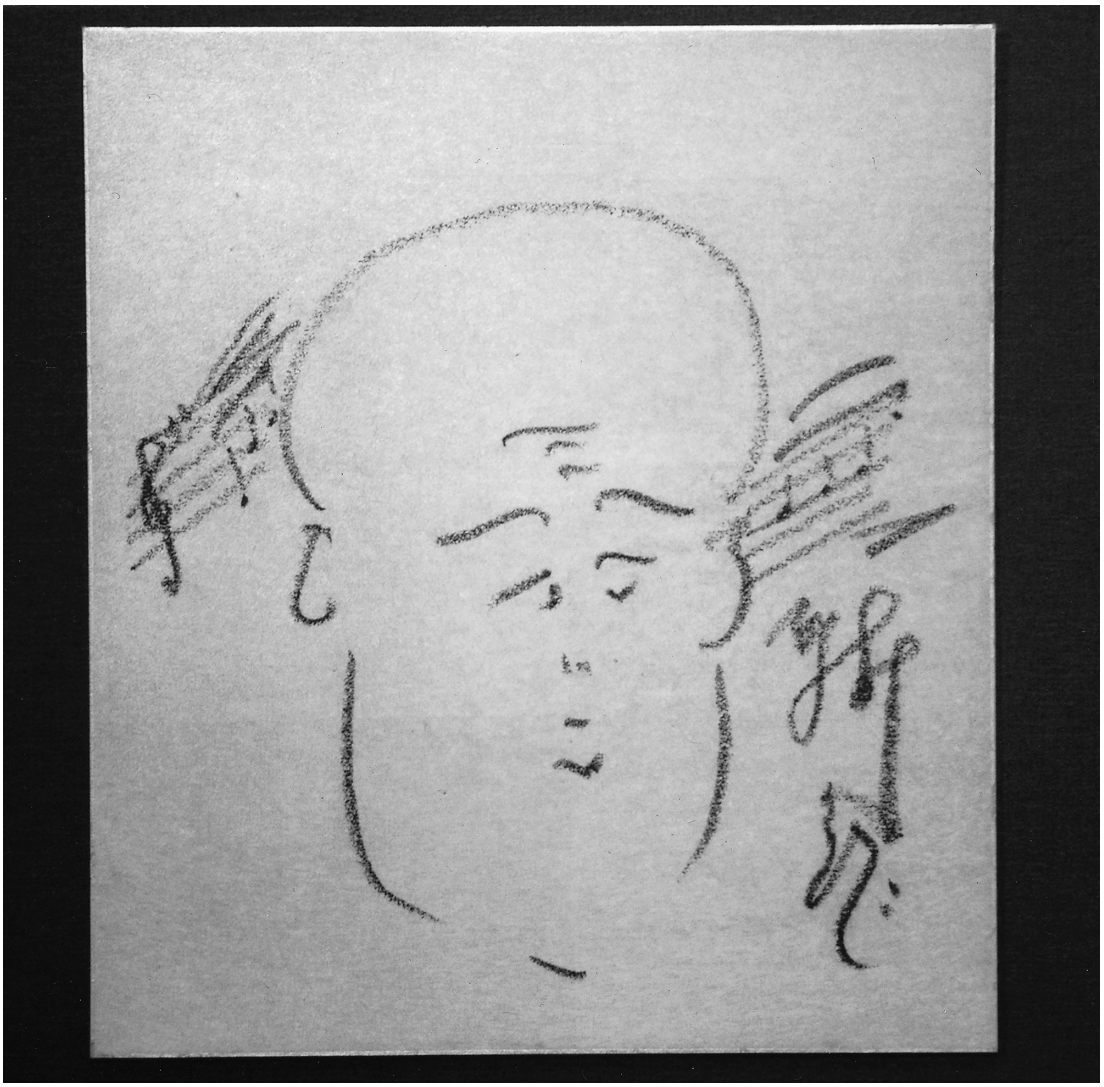
Da traf mit Vehemenz in den Strahlen des Gegenlichts ihre Gestalt meine Augen – und war in dem Augenblick auch schon entwichen. Doch die Tür blieb offen, und aus dem Gemach floß weiter zwielichtig der Strahl.

Was wird Saito gerade träumen? Nach einem tiefen Atemzug fiel er wieder in Schlaf.

Alles war wie das Traumbild in einer Schneenacht, und in eigentümlicher Reinheit nahm die Nacht ihren Lauf.

Soweit zu der schönen Anya, schließlich ohne Kleider, und zu ihrem lebenden Abbild, das den Weg zu dem von Europa Scheidenden glückendlich findet und in seinen Bann zieht; nach der Fuchsfee-Schönen aus dem Ukiyo'e-Genre, der wir anfangs auf dem Feldweg begegnet waren, nun gleichsam dem Heine/Silcherschen Loreleylied entsprungen und als „wundersame, / gewaltige Melodei" jetzt, da wir uns in Russland befinden, Tschaikowski-Klänge beigegeben – ein kraftvolles voyeuristisches Traumgebilde, das der Schönheit huldigt; vom literarischen Geschmack her sicherlich keine hohe Kunst, doch, wie Eta Harich-Schneider oben über Yamadas Musik meinte, durchaus Kunst.

Zu Yamada Kōsaku ist ferner vom Autor erschienen: *Reigen in hellen Nächten*. [Aufzeichnungen Yamadas zu wiederholten Sommertagen im Ostseebad Dierhagen; in Deutsch und Japanisch, mit Tuschzeichnungen von Y. Yamaya]. G.O.M.A. Verlag 2008. Bei der OAG Tokyo erhältlich. – Im Ostseebad Dierhagen, Haus des Gastes, ist eine – vom Autor besorgte – Dauerausstellung zu Yamada Kōsaku zu sehen.



Selbstbildnis. Mit freundlicher Genehmigung des Archivs für moderne japanische Musik der Bibliothek der Meiji-Gakuin-Universität